
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 5 (1977)

DOI: 10.11588/fr.1977.0.48971

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Theodore K. RABB, *The Struggle for Stability in Early Modern Europe*, London, New York (Oxford University Press) 1975, 171 S., 25 Abb.

Ein sehr interessantes, ungemein anregendes und weit über seine Seitenzahl hinaus gewichtiges Buch ist hier vorzustellen. Theodore K. Raab, derzeit Princeton-University und ausgewiesen durch eine Reihe bemerkenswerter Beiträge zur Geschichte der frühen Neuzeit, unternimmt es in diesem Band, Stellung zu der allmählich bereits »ehrwürdigen« Diskussion über die »Krise des 17. Jahrhunderts« zu beziehen. Noch behutsamer als bisher, aber in Kenntnis der inzwischen zahlreichen Literatur und vor allem entschieden umfassender, alle Bezirke menschlichen Wirkens berücksichtigend, sucht er Antwort auf die seiner Meinung zufolge nach wie vor ungelöste Frage. In dieser Absicht zieht er auch zahlreiche künstlerische Erzeugnisse hinzu – meistens sind es Bilder –, um zu einer schärferen Analyse gelangen zu können. (Der Verlag hat dankenswerterweise den Band mit den entsprechenden Abbildungen versehen.) Neben anderen Faktoren, so meint Rabb, komme in fraglichem Zusammenhang gerade auch künstlerischen Äußerungen ein hoher Aussage- und Erkenntniswert zu.

Nachdem er im Eingangskapitel die Problemstellung beschreibt, die offensichtliche Unordnung, Verunsicherung und Richtungslosigkeit der Zeit um 1630/1660, die so deutlich kontrastiere mit der zu Ausgang des Jahrhunderts oder auch der früheren des 16. Jhs., formuliert er sein Problem: »The chief subject of this essay is thus a change in perception: its nature, causes and consequences«. (4). Im Anschluß daran und unter Hinweis auf P. Hazard, der die Krise zu Ausgang des Jahrhunderts zuerst und allgemein hervorgehoben habe, stellt der Autor die Entstehung der Krisenthese des 17. Jahrhunderts und ihren derzeitigen Diskussionsstand dar. Die ältere Literatur zum 17. Jahrhundert erscheint vergleichsweise wenig problemorientiert, erst die aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs und danach bedeutsam. Vorab die VI^e Section der École Pratique des Hautes Etudes, die Rolle der Annales-Schule – F. Braudel, Le Roy Ladurie, P. Goubert werden mehrfach bemüht –, habe entscheidenden Anteil an dieser Diskussion, die dank der sorgfältigen Durchforstung des im späten 16. und 17. Jahrhundert reichlicher fließenden Archivmaterials exaktere Kenntnis erzielen konnte. Die Gründung von »Past & Present« 1952 habe dann im angelsächsischen Bereich dieser Diskussion alsbald einen ebenbürtigen Partner entstehen lassen, habe die von Seiten der Vertreter der »History of Science« dort begonnene Auseinandersetzung kanalisiert und der französischen zugeführt. Neben H. Butterfield und Thomas S. Kuhn werden dann für die weitere Thematik auf angelsächsischer Seite Christopher Hill, Hugh Trevor-Roper, Lawrence Stone, Trevor Aston, Eric Hobsbawm, Henry Kamen, etc. als bedeutende Kronzeugen genannt und vielfach zitiert. Die gelehrte Diskussion, die rasch zu einem internationalen Schwerpunkt frühneuzeitlicher Auseinandersetzung wurde, habe mannigfache weitere Ergänzungen, aber auch Kritik durch R. Mounier, I. Schöffer, N. Steensgaard, R. Villari, A. D. Lublinskaya, J. H. Hexter, St. Zwicker, J. H. Elliot, und zuvor bereits für Fragen der Kunstgeschichte durch Arnold Hauser erfahren. Wenngleich nun diese Diskussion zunächst – und vielfach noch bis heute –

ein zu enges Blickfeld habe, zu kleinräumig sei, sich zu sehr auf das eigene Land beschränke – *narrowness* nennt dies R. – sei es doch umstritten, daß sie ein allgemeines Phänomen beschreibe und daß es an der Zeit sei, eine neuerliche Analyse vorzunehmen. »Crisis«, das Zeitalter der Krise, sei mittlerweile nämlich ein der Reformation oder der Aufklärung gleichwertiger und analoger fester Begriff. Grob gesprochen, werde damit das auslaufende 16. Jahrhundert und die erste Hälfte des 17. bezeichnet, schärfer zupackend müsse sie mit ihrem Höhepunkt, ihrer »discontinuity« um 1640 angesetzt werden.

R. stellt sodann die verschiedenen Interpretationsansätze und die sie ergänzenden Kritiken vor, den ökonomischen, populationistischen, den demographischen, administrativen, politischen, den sozialgeschichtlichen, gesellschaftspolitischen, den charakteriologischen, den volkpsychologischen, den religionssoziologischen, den systemanalytischen, den mentalitätserfragenden und was dergleichen klassifikatorischen Schubladenweisheiten mehr sind. Entgegen einer früher vorwaltenden Meinung hält er dafür, daß – wie es das Wort »Krise« bereits impliziere – nur eine vergleichsweise kurze Vorgeschichte, die Zeit des Fiebers und eine deutliche Heilung, sprich eine klar erkennbare neue, andere Stufe erkennbar sein müßten. Diesen Ablauf will er untersuchen und erneut darstellen. Und zwar müsse sich vom Endzustand her die Krise am besten erkennen lassen, von daher lasse sich das Phänomen am sichersten einordnen und bestimmen.

So unternimmt R. also den Versuch, das unbestimmbare Wort »crisis« seinerseits zu erklären. Er ist sich dabei durchaus der zutage liegenden Schwierigkeiten bewußt und hält – mit Ausnahme von Schöffler – auch den meisten Autoren vor, zu unpräzise geblieben zu sein. Anders als vielen erscheint ihm diese Krise eine, die auf allen Gebieten erkennbar sei. Sie ist ihm »a phrase . . . (of) both the rising fever and the final resolution centered on the location of authority« (33).

In den folgenden Kapiteln sucht er diesen Sachverhalt dann in den verschiedensten Bereichen menschlichen Wirkens festzumachen: »Beginnings and cultural malaise; The first reponse: Caution, escape, and control; Domestic politics; International relations and the force of religion; Economics, demography and social relations; Resolution in aesthetics; Possible explanations: the effects of war, heißen bezeichnender- und sprechenderweise die Kapitelüberschriften. Einige, naturgemäß verkürzende Gesichtspunkte mögen diesen – wohl allgemein bekannten – Ablauf im folgenden ins Gedächtnis zurückrufen.

Die unerhört fruchtbaren Jahrzehnte um 1500 stellten die europäische »Weltanschauung« auf einen neuen, einen selbstsicherern Fuß. Es sei eben angemerkt, daß R. hier recht oberflächlich und wenig kenntnisreich argumentiert, nicht ganz einsehbar Urteile fällt,¹ sich andererseits aber bei der Vorgeschichte »seiner Vorgeschichte« nicht lange aufhalten will, wie er sagt. Im weiteren 16.

¹ Bewußt verkürzend faßt R. in sieben Hauptpunkten diesen neuen Aufbruch zusammen. Einige kann man in ihrer Verkürzung stehen lassen. Es geht aber nicht an, unter religiösen Bewegungen nur Luther, nicht auch Zwingli und Calvin zu erwähnen, bei dem Punkt *Intellectual Life* recht willkürlich einige Schriften aufzuzählen, das europäische Phänomen des Humanismus aber nicht zu nennen. Auch will es nur recht wenig einleuchten, daß gerade das Jahr 1500 einen so deutlichen Einschnitt darstellen soll, von weiteren »Wertungen« ganz abgesehen. (Vgl. 35 ff.)

Jahrhundert wurden dann diese Errungenschaften selbstgewiß fortentwickelt, bis sie in den Religionskriegen zu einer Autoritätskrise, einem zunehmenden Skeptizismus führten. Ein *sense of anxiety* antwortete den zu schnellen Änderungen – der Manierismus entsprach dem in der Kunst – und führte zu extremen religiösen Erscheinungen, zu apokalyptischen Bewegungen, zu Hexenwahn, neuer Mystik, zu einem Eskapismus. Die Zeitgenossen standen vor der unabweisbaren Aufgabe, die selbstzerstörerischen Irrationalismen unter Kontrolle zu bekommen. Das Vordringen der Wissenschaften – »mit Wissen Angst beheben« – wurde dann ein solcher Versuch. Folgerichtig habe die Zahl der Studenten um 1600 ca. stark zugenommen, um nach 1660 wiederum abzusinken. Führend in diesen Auseinandersetzungen seien allenthalben die Juristen gewesen, da sie am besten in der Lage gewesen seien, dem Bedürfnis der Staaten nach Bürokratie, Zentralisierung und barocker Machtentfaltung – R. spricht gern von der »grandeur and arrogance of a Baroque court« – zu entsprechen. Das wurde somit die Zeit, in der der Adel, die legitimen Mitvertreter der Staaten, nicht mehr »mitzuhalten« vermochte. Sein Einfluß ging damals zurück und seinem Niedergang entsprach der Aufstieg des absolutistischen Fürstentums sowie dessen Bürokratie. Entsprechend »zynisch« und auch weitausgreifend, jedes gesittete Maß sprengend, sei dann die internationale Politik geraten. Das geordnete Mächtesystem habe gefährliche Sprünge erlitten, die Kriege, der Dreißigjährige vorab, seien außerordentlich roh und brutal geführt worden, wie R. anmerkt. Das sei Anlaß zur nachmals bewußten, gerade auch völkerrechtlichen Neuordnung dieses Systems geworden. Der Friede von Münster und Osnabrück sei die Eröffnung dieser Phase. Bedeutsam für diese Politik – gerade auch im internationalen Vergleich – sei es gewesen, daß zu Ausgang des Dreißigjährigen Kriegs das konfessionelle Moment zurückgegangen sei – wie freilich, das zeigt R. nicht, er konstatiert es nur.

Die Greuel und Schrecken hätten naturgemäß ihren Niederschlag auch in der bildenden Kunst gefunden. Rubens und Callot seien hierfür beredte Kronzeugen. Beim älteren Claude Lorrain, beim späten Velasquez, in Rembrandts Bildern nach 1640 und schließlich bei Watteau sei dann ganz deutlich ein neuer, ein »friedliebender« Charakter zu »idyllic and relaxed scenes«, Ausweis der neuerungenen Stabilität. Die einhundertfünfzigjährige Herrschaft von Manierismus und Barock, von gewaltiger und im Interesse der Herrscher gewalttätiger Kunst, sei damit vorüber. Klassizismus und Sensibilität, auch in der Literatur, seien so zum Gebot der Stunde geworden. Nicht zuletzt die so erfolgreichen, nahezu als »Gesellschaftsspiel« betriebenen naturbezogenen Wissenschaften hätten damals viel dazu beigetragen, die Krise zu befördern, aber auch sie zu überwinden.

Es sei nun nicht mehr zu bestreiten, daß den früher so hoch eingeschätzten ökonomischen und bevölkerungspolitischen Faktoren hierbei ein recht geringes, ein nur bescheidenes Gewicht zukomme. Auf politischem Gebiet – nicht auf sozialem, dem von Ökonomie und Population – habe diese Entwicklung hin zur Krise und dann zur Heilung stattgefunden. Zentralisierung, Zugriff des Staats, »Modernisierung«, seien im allgemeinen nicht bis zur lokalen Ebene durchgedrungen. Dort habe sich dementsprechend nichts nachhaltig geändert, auf dem

Gebiet der »governmental authority« hingegen fast alles. (Hobsbawm's Thesen werden eigens als nicht relevant genannt!) Die Verlagerung des Schwergewichts vom Mittelmeer zum Atlantik habe hierbei keinerlei Eigengewicht, sie sei Folge des Vorgangs selbst.

Das Hauptcharakteristikum des Gesamtvorgangs wird von R. dann als »change« beschrieben. Von Unruhe und Unrast sei man zu einer neuen Ordnung gelangt, die in eine »time of stability« gipfelte, die eine »aura of solidity and familiarity« heraufführte, eine gesittete Welt schuf, deren Prophet Locke geworden sei. Er »erzählte den Menschen«, was sie gerne hören wollten, er sei der Prophet der friedlichen, vernünftelnden Welt geworden.

Soweit in Kürze eine Skizze dieses Ablaufs. Sie kann naturgemäß der Differenziertheit und den vielen bestechenden Urteilen Rabbs nicht immer gerecht werden. Das sollte diese »Erinnerung« auch nicht, die mir aber notwendig schien, um einige weitere Überlegungen ein wenig plausibler zu machen.

Das generelle Problem dieses gelehrten Disputs ist zunächst wohl in dem unglücklichen Begriff »crisis« zu sehen. Auch R. hat das, zumindest nebenbei, erkannt. Dieser eigentlich klinische Begriff erweist sich in seiner umgangssprachlichen Beliebtheit so recht geeignet, nicht näher präzierte, weniger von der Vernunft als dem Gefühl, dem Meinen und Dafürhalten bestimmte Vorstellungen zu beschreiben.² So ist es denn auch, ein neues Modeinstrument war gefunden! Fast kein Jahrhundert zwischen dem 8. und dem 20. existiert, das nicht vorab von Krisen bestimmt sein soll. Freilich fehlt den meisten Darstellungen die Fähigkeit, exakt zu analysieren und zu bestimmen, was denn diese jeweilige Krise sei, sehe ich einmal von Hazards luzidem Beitrag ab. Insoweit gesehen, könnte es als höchst erfreulicher Fortschritt zu vermehrter Klarheit begriffen werden, daß mit dieser Krise nunmehr und vor allem die Zeit des frühen und mittleren 17. Jahrhunderts beschrieben sein soll. Daß damit freilich keineswegs das begriffliche Problem gelöst ist, liegt auf der Hand. Die vielfachen Ansätze und Interpretationsangebote bestätigen das, und man kann nur froh sein, daß die Historie keine Heilkunst ist, der Patient wäre längst darüber verstorben.

Hinter dieser Vorstellung scheint sich mir ein eminent grundlegendes Problem zu verbergen. Die Anhänger der Krisen-Theorie gehen letztlich von Modellvorstellungen aus. Zeitalter gerinnen zu festen Formen, zu Blöcken, die, je nach Definition, gegeneinander stehen, einmal härter, dann auch wieder flexibler im Übergang. Systeme mit festen Wertvorstellungen und -trägern werden konstatiert, und selbst dort »Gesellschaft« konstruiert, wo sie nur mit Mitteln einer modernen Definitionskunst ins Leben gerufen werden kann. Naturwissenschaftliche, systemtheoretische, ökonomische und politische Fragestellungen stehen hinter solchen Überlegungen, und sie eskamotieren die historische hinaus. Statt einer problemorientierten und damit offenen, flexiblen und historischen Fragestellung jonglieren die Operateure – im Sinne der Krise – zwischen starren, festgeschriebenen Fixpunkten. Die Vielfalt der Antworten – an sich historisch legitim und sachimmanent – gründet hier aber weniger in unterschiedlicher Problemstellung

² Schon Hegel verwies darauf, daß ein solches *Meinen* ein *weiches Element* sei, dem sich alles Beliebige einbilden lasse.

als vielmehr in anderen Arbeitsmethoden, in eher äußerlich handwerklichen Bereichen und Ausgangspunkten. Das vorgegebene Muster, der Raster verbleiben vergleichsweise festgefügt. So kommt es sehr häufig zu recht problematischen Urteilen. Am vorliegenden Fall darf ich das an einigen konkreten Punkten andeuten.

Die willkürliche Trennung von Innen- und Außenpolitik (63 f.), ihre weitgehende und verselbständigte Vereinzelung übersieht, daß sie meist Ausdruck und Funktion der gleichen Politik, der nämlichen Sache war. Wenn z. B. innere Unruhen, Adelsrevolten und Bauernaufstände im späten 16. und 17. Jahrhundert nicht auch als Teil der europäischen Auseinandersetzungen der führenden Mächte, des Kampfes zwischen Spanien und Frankreich gesehen werden, wird ihre politische Bedeutung naturgemäß nur ungenügend gewürdigt werden können. Wenn das Phänomen, daß in der frühen Neuzeit Politik immer nur im europäischen Rahmen – der damals der Weltraum war! – stattfand, sie in einem engen gegenseitigen Beziehungssystem stand, nicht erkannt wird, dann freilich kann man unterstellen, mit Gustav Adolf oder Richelieu sei plötzlich etwas Neues in dieser Hinsicht in die Geschichte gekommen. (76 f.) Nur frage ich mich dann, was Karl V., Franz I. und Heinrich VIII. eigentlich gemacht haben, um nur diese früheren, gleichzeitigen Herrscher zu erwähnen. Auch erscheint es mir nur schwer verständlich, warum die Politik im 17. Jahrhundert einen besonderen Zynismus entwickelt haben soll. Sie hat gewiß andere Vorstellungen und Leitbilder als die des frühen 16. Jahrhunderts. Aber zynischer ist sie deswegen doch wohl kaum, und die frühere Zeit war in dieser Hinsicht doch nicht heiler, besser, wie es dies Urteil unterstellt! (75) Es will mir ferner nicht einleuchten, daß der Dreißigjährige Krieg besonders grausam und gewalttätig gewesen sei. Die französischen oder englischen Bürgerkriege standen dem doch in nichts nach! Der Dreißigjährige Krieg wurde anders empfunden, er fand »später« statt und hatte in Grimmelshausen einen Autor, der uns diese Meinung nahelegen konnte. Die früheren können in der Tat hiermit nicht konkurrieren! Ferner hat die Zeit nach der Krise, nach 1660 also, Kriegserlebnisse kaum weniger einschneidend empfunden als die vorhergehende. Die Kriege waren auch kaum zivilisierter und weniger radikal. Insbesondere die Türkenkriege – die bezeichnenderweise hier niemals erwähnt werden – können sich durchaus mit den älteren messen. Sie gar als zivilisierter zu bezeichnen, erscheint mir höchst fragwürdig.

Daß das europäische System der Mächte und daß die absolutistische Einzelherrschaft als solche nach 1660 bis hin zur Französischen Revolution nie mehr ernsthaft in Frage gestellt worden seien (71 ff.), erscheint mir zumindest problematisch. Schon die Opposition gegen Ludwig XIV., die vehemente Kritik in der Régence-Zeit, die verunsichernde Wirkung der Aufklärung waren nicht unbedingt stabilisierende Faktoren! Die religiöse Unruhe, die mystisch-apokalyptische Haltung des frühen 17. Jahrhunderts waren – abstrakt genommen – keineswegs seltene Ausnahmereignisse. Auch R. sieht, daß es vor der Reformation vergleichbare Phänomene gab. (51 ff.) Der Unterschied ist doch nur der, daß im frühen 16. Jahrhundert die Antworten Luthers und Calvins z. B. befriedigten, im 17. Jahrhundert hingegen die Ablösung und Überwindung dieser

konfessionellen Prinzipien unter ebenfalls großen Schwierigkeiten sich ankündigte. Wenn im 16. Jahrhundert die Studenten vermehrt in die beiden englischen Universitäten strömten – ein berühmtes Paradebeispiel mittlerweile – so hat das wenig mit Angst und Krisenbewußtsein zu tun, sondern mit einem gewandelten Verständnis vom Wert und Nutzen der Wissenschaften. (55 ff.) Es war Folge der englischen Humanismus-Rezeption, der Politik der Tudor-Könige und ihrer Parlamente. Übrigens belegt der Besuch der Universitätsstädte keineswegs ein Studium! Aber hiermit genug mit solchen Einwänden. Denn was Rabb – und viele andere – beschreiben, hat ein »fundamentum in re«. Es gab diese Phänomene, es gab einen Wandel – freilich, wann gibt es den nicht? Es gab diese mühsame und schwierige Loslösung von bisher geltenden Vorstellungen. Aber unterscheidet sich da formal das 17. Jahrhundert von den vorhergegangenen? Es war eigentlich nur eine spätere bzw. jüngere Entwicklungsstufe mit dementsprechenden anderen Problemstellungen und Aufgaben, als sie die Zeit davor und danach gehabt hatten bzw. haben. Auch das eine Binsenweisheit! Die Ereignisse selbst lagen aber durchaus in der Kontinuität bisheriger Entwicklung, und die historische Antwort war ja gleichfalls eine Konsequenz dieser ihrer Entwicklung. Insofern kann ich nicht erkennen, inwiefern R. von einer Zeit der Diskontinuität spricht (116). Wenn als Ergebnis dieses Prozesses die Erkenntnis sich durchsetzte, Staat, Politik, Öffentlichkeit bedürften auch konfessionsfreier Räume, so war das die logische Konsequenz aus Renaissance und Reformation. Daß das nur schwierig zu erreichen war, großer Anstrengungen bedurfte, ist unbestreitbar. Aber mit krisenhafter, fiebergeschüttelter Erscheinung hat das doch nicht allzu viel gemeinsam, es sei denn, man charakterisiere jede Entwicklung, das Leben, schlechthin als krisenhaft. Das ist gewiß legitim, ist jedoch dualistisch, nicht historisch gedacht. Das darf in gewisser Weise auch für die analysierenden Schlußfolgerungen Rabbs gelten.

Wenn um die Mitte des 17. Jahrhunderts die zuvor krisenhafte Situation in stabilere Verhältnisse, in ruhigere Fahrwasser mündete, so u. a. infolge der »buraucracies«, wie R. sagt. Sie seien mittlerweile zum »irresistible instrument of restraint« geworden (117). Gewiß sei in den einzelnen Ländern diese Erscheinung unterschiedlich weit fortgeschritten, sie Sorge aber allenthalben für »stability«.

Im Hinblick auf das Reich, selbst auf Brandenburg und gar schon auf Österreich will dies Urteil freilich nicht unbedingt überzeugen. Und auch in Frankreich fällt somit der innere Ausbau des absolutistischen – und d. i. vorweg auch bürokratischen – Staates unter Ludwig XIV. auf diese Weise hinweg. Inwieweit die Aussage auf das England Cromwells zutreffen könnte – zumal dies Commonwealth eine Art »Einschub« innerhalb der englischen Geschichte des 17. Jahrhunderts darstellte –, kann ich ebenfalls nicht ohne weiteres sehen.

Wenn eine veränderte, neue Stellung der Aristokratie sodann als weiterer Grund für die spätestens 1660 erreichte krisenfreie Stabilität genannt wird, so sind auch hier einige Bedenken angebracht. Nach R. gilt: »Badly frightened by the dangerously subversive implications (and occasional accomplishments) of the turmoil that shuck Europe at mid-century the traditional nobility closed ranks, rejected its former disruptive ambitions, and determinately reimposed the

order it had helped undermine. To the extent that the period from about 1660 to 1789 was the age of the aristocracy par excellence – . . . » (118). Kann man wirklich in dieser Allgemeinheit die Ereignisse charakterisieren? Selbst in Frankreich wäre zu fragen, welcher Adel hier – und doch nur scheinbar selbst handelnd – diese Rolle gespielt haben könnte. Ohne Saint-Simons scharfzüngige Verachtung des königlichen Hofes und seiner »Aristokratie« überzubewerten, ohne Fénelons antiabsolutistischen Wunsch – und Kritik – nach einer wiederzubelebenden Ständeherrschaft in diesem Rahmen schon als Indiz einer anderen Haltung zu nehmen – um nur zwei zeitlich nahe Gewährsmänner aufzuführen – verweisen solche Stimmen auf den Umstand, daß es eigentlich nichtaristokratische Gruppen waren, die den Adel in diese Stellung zwangen. Nicht der Adel wurde »politisiert«, sondern die Krone, der Fürst und damit der Staat. Sie haben in dem – von den Krisenhistorikern so gerne übersehenen – Kampf, werden modernen »Staat« schaffen könne und solle, gegen die Stände entschieden, zumindest außerhalb Englands, und haben damit vorübergehend auch stabile Verhältnisse herbeiführen können. Nicht zuletzt vom Dritten Stand wurden damals diese Maßnahmen mitgetragen und unterstützt! Die Ausnahme Englands kann ihrerseits gewiß auch kaum für diese Schlußfolgerungen stehen.

»There is no doubt that, to concerned observers, the disintegrations of the Thirty Years' War, the frightful specter of total anarchy . . . seemed to have brought Europe to the edge of the abyss. The shock of the unbridled chaos, . . ., made thoughtful men realize that these reckless assertions of private will were the surest route to disaster« (119). Die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs müssen also als weiterer Grund des Aufbruchs und der Überwindung der Krise erkannt werden. Gewiß stellt R. gelegentlich und zu Recht die Frage, wie es zu verstehen sei, daß gerade damals und nicht bereits im Gefolge der keineswegs friedlichen früheren Auseinandersetzungen der französischen Religionskriege diese Stabilität erreicht worden sei. Er stellt sie leider nur rhetorisch! Denn in der Tat ist hierauf, im Rahmen der vorliegenden Analyse, keine überzeugende Antwort zu geben. Auch will es ja nicht unbedingt einleuchten – wie schon gesagt –, daß nach 1660 die Kriege gesitteter, weniger brutal und überhaupt seltener geführt und vorgekommen seien. Nicht nur bleiben die bereits erwähnten Türkenkriege sämtlich außerhalb des Gesichtskreises dieses Essays, auch die Hegemonialkriege Ludwigs XIV. werden kaum erwähnt, und die späteren Kämpfe um die überseeische Vormachtstellung ohnehin nicht. Wenn – und hier scheint mir das zentrale Mißverständnis zu liegen, eine merkwürdige Neigung, traditionelle europäische Zusammenhänge zu übersehen, zu bestehen – wenn im späten 17. und dann im 18. Jahrhundert Auseinandersetzungen »zivilisierter« abliefen, in akzeptableren Bahnen zu halten gesucht wurden, so hat das seinen vornehmsten Grund in einer weitergehenden Verweltlichung, einer Säkularisierung der Welt, des Denkens und Handelns. Sie, wie überhaupt die Lösung aus der zuvor scheinbar ausweglosen Situation, waren Ergebnis des langen Kampfs um die Vorherrschaft zwischen Konfessionen und Staaten, eines Kampfs, der von den Zeitgenossen zunächst durchaus akzeptiert wurde. Eine rechtlich abgesicherte Kriegsführung, wie sie nach 1660 üblich geworden sein soll, war eben

Ausdruck solcher Verweltlichung, ebenso wie das neu sich entfaltende Naturrechtsdenken. Zudem waren die Konfessionskriege fast immer Bürgerkriege. Die kommenden Kriege aber, gerade auch die konfessionell mitbestimmten Türkenkriege, waren dies nicht mehr! So war es auch nicht zufällig, daß ein Mann wie Lipsius das europäische Selbstverständnis mitzuformen vermochte, nicht zuletzt das Rubens'! Und ebensowenig scheint es mir zufällig zu sein, daß in Rabbs scharfsinniger Analyse Rubens' Lipsius überhaupt nicht vorkommt, weniger überzeugende Momente hingegen angeführt werden, um die Interpretation Rubens' abzusichern. All das führt schließlich zu einer weiteren Überlegung.

Nicht nur wird die gesamte Diskussion der »Krise des 17. Jahrhunderts« von einem zu engen, nationalen, oft zudem rein innerstaatlichen Blickwinkel geführt, was Rabb ja ebenfalls meinte. Es sind vielfach sehr eingeengte, hochspezialisierte Untersuchungen zu dieser Zeit, die dann das (schon vorgegebene) Ergebnis schlicht konstatieren, da sie gar nicht mehr dazu kommen, es als Problem zu erkennen und evtl. in Frage zu stellen. Im angelsächsischen Bereich fehlt zudem meist die Kenntnis katholischer Länder und Territorien Europas, der dortigen Entwicklung.³ In der französischen Literatur hinwiederum – auf die sich unsere angelsächsischen Kollegen dann gerne stützen – überlagert die politische Frontstellung gegen die antirepublikanische und antifreiheitliche, eher noch feudale Kirche – wie man meint – die dort durchaus möglichen besseren Einsichten in solche Zusammenhänge. Eine betont sozialwissenschaftliche Ausrichtung – ebenfalls mitgetragen von letztlich politischen Tagesfragen – bewegt sich zudem gerne in Nähe zu marxistischen Erklärungsmodellen. Beide wiederum nehmen sie keinerlei Notiz von älterer, sog. »klassischer« Literatur zu diesen Themen und schon kaum welche von deutscher, bundesrepublikanischer. Gewiß spricht sich darin auch eine logische Folge der Nachkriegsentwicklung aus, sind diese Verhältnisse nicht zufällig und willkürlich umkehrbar. Andererseits – und das glänzende Essay Rabbs ist dafür erneut ein beredtes Zeugnis – geraten auch die »führenden« westlichen Frühneuzeitler dadurch in die Gefahr der Verengung, einer scholastischen Schulbildung, einer nicht mehr überzeugenden Selbstwiederholung und -bestätigung, auch dann, wenn, wie im vorliegenden Fall, gerade dies zu vermeiden gesucht wird. Hier kann nur eine breitere Diskussion, eine Kenntnisnahme auch anderer Analysen weiterhelfen. Und das müßten sich alle beteiligten Seiten wünschen!

Notker HAMMERSTEIN, Frankfurt a. M.

³ So war die Barockkunst z. B. nicht nur eine höfische. Die katholische Kirche und Geistlichkeit waren einer ihrer Hauptträger, vermochten hier durchaus den Höfen zu konkurrieren, und sie machten diese Kunst durchaus »volksnahe«.